

(Nachdruck verboten.)

11)

## Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Ein Capal Sa, einen Kampfmantel sein Eigen nennen und ihn nicht mehr von andern entlehnen müssen! Das war sein sehrender Traum. . . In einer Ecke bei ihm zu Hause lag, unbeachtet und vergessen, eine alte, leere Matraze. Die Wolle der Füllung war von der Señora Angustias, bei Gelegenheit einer Geldklemme, veräußert worden. Das „Schusterlein“ blieb eines Tages mehrere Stunden hindurch zu Hause, die Abwesenheit seiner Mutter benützend, die damals gerade in der Wohnung eines Doherrn beschäftigt war. Mit dem erfinderischen Fleiß des Schiffbrüchigen, der, auf eine wüste Insel verschlagen und seiner eigenen Initiative überlassen, alles aus sich selbst fertigen muß, schnitt er einen Kampfmantel aus der feuchten und fadenförmigen Leinwand. Darauf ließ er eine Hand voll roten Anilins, die er beim Drogenhändler erstanden, in einem Topf Wasser auflösen und tat den alten Lappen in die Farbe hinein. Juanillo bewunderte sein Werk. Er hatte einen Kampfmantel von schönstem Scharlachrot erzielt! Mit dem wollte er in den Dorccorridas Staat machen! Jetzt hieß es noch, ihn trocknen zu lassen, und er hing ihn an einem Fenster auf nach dem Innenhof, wo die Nachbarinnen ihre weiße Wäsche ebenfalls aufgehängt hatten. Der Wind bewegte den triefenden Lappen hin und her, wodurch von der herabtropfenden Farbe das darunter hängende Weißzeug ganz besetzt wurde, und auf einmal hörte er ein wirres Gekrächel, Drohungen und Verwünschungen, die es ihm räthlich erscheinen ließen, den glorreichen Mantel eilig zurückzuziehen und aus dem Hause zu fliehen, Gesicht und Hände rot gefärbt, als habe er soeben einen Mord begangen.

Die Señora Angustias, eine starkbelebte und schmurrhärtige Person, die sich nicht vor Männern fürchtete und den Weibern durch ihre energischen Entschlüsse imponierte, war gegenüber ihrem Sohne mutlos und schwach. Was sollte sie auch mit ihm anfangen? Sie hatte ihn hundertmal windelweich gehauen, Dutzende von Wesenstiele zerschlagen, ohne irgendwelchen Erfolg. Der verdammte Bube hatte, wie sie sagte, Hundesfleisch. Er war daran gewöhnt, draußen von den Stieren, Ochsen und Kühen furchtbare Kopfstöße und Bißse oder von den Viehtreibern und Schlächtern Stockschläge und Ohrfeigen, Fußtritte und Rippenstöße einzubeimsen, jedoch die Hiebe der Mutter ihm als etwas Selbstverständliches vorzamen, als eine Fortsetzung des Lebens innerhalb des Hauses, und er nahm sie ohne jeden Vorbehalt zur Verbesserung hin, wie einen Zoll, den er entrichten mußte für seinen Unterhalt. Während die mütterlichen Verwünschungen und Faustschläge auf seinen Rücken hagelten, laute er mit gierigen Kinnbaden an dem harten Brot, das die Grundlage aller Mahlzeiten bildete.

S kaum hatte er seinen Hunger gestillt, so war er auch schon wieder fort, indem er die Freiheit benutzte, die die Abwesenheit der außerhalb arbeitenden Mutter ihm bot. Auf der Campaña, dem ehrwürdigen Marktplatz des Stierkampfes, wo auf das Schauspiel bezügliche Nachrichten immer zuerst bekannt waren, erfuhr er durch seine Gefährten von den bevorstehenden Corridos.

Was waren aber diese Corridos? Die Dörfer der Provinz begingen das Fest ihres heiligen Schutzpatrons, indem sie an dem Tage eine sogenannte Capea veranstalteten, die wesentlich darin besteht, daß Stiere mit bunten Tüchern geneckt werden. Dahin zogen die kleinen Toreros, in der Hoffnung, bei der Rückkehr berichten zu können, daß sie in der Arena von Agnalcollar, Bolullos, Abairana und anderen ebenso weltberühmten Orten aufgetreten waren. Sie machten sich gewöhnlich bei einbrechender Nacht auf den Weg, die Capea über eine Schulter geschlagen, wenn es Sommer, und in sie gehüllt, wenn es Winter war, mit leerem Magen und von nichts anderm redend, als von Stieren.

Wenn der Marsch mehrere Tagereisen dauerte, so schliefen sie auf freiem Feld oder erhielten aus Mitleid Obdach in der

Scheune eines Bauernhauses. Wehe den Trauben, den Melonen und den Feigen, mit denen sie im Vorüberziehen während der guten Jahreszeit zusammenstießen! . . . Der einzige Gedanke, der sie beunruhigte, war der, daß vielleicht eine andere Gruppe, eine andere Cuadrilla in derselben Absicht nach dem betreffenden Dorf hingezogen sei, und daß es zu einem harten Wettbewerb kommen werde.

Wenn sie staubbedeckt, abgemagert und fußlahm das Ziel ihrer Reise erreichten, stellten sie sich zunächst beim Alkalden vor, und der Mundfertigste von ihnen, der als Leiter der Truppe fungierte, strich die Verdienste seiner Leute heraus und alle schätzten sich glücklich, wenn die Großmut der Gemeindeverwaltung so weit ging, sie im Viehstall der Dorfherberge einzuquartieren und ihnen obendrein einen großen Topf voll Erbsen mit Speck vorsetzen ließ, welche Lederbissen selbstredend in einem Nu vertilgt wurden. Auf dem mit Planken und Karren eingezäunten Platz vor dem Gemeindehaus wurden alle Stiere losgelassen, wahre Fleischberge voller Schorfe und Narben, mit riesigen, splittigen Hörnern, Tiere, die schon seit langen Jahren bei allen Festen der Gegend Verwendung fanden, „alte Herren“, die sogar Latein verstanden, so groß war ihre Tüde; denn, an ein fortwährendes Geßpiel gewöhnt, kannten sie alle Schliche des Zirkuskampfes.

Die Dorfburschen stachen den Stier mit spitzen Stäben von sicherem Orte aus, und das rohe Bauernpublikum belustigte sich besonders beim Anblick der Bißse und Stöße, die die aus Sevilla gekommenen „Toreros“ sich holten. Diese hatten infolge des reichlichen Mahles Courage gefriegt und warfen unbedenklich dem Stier den Mantel zu, aber flog einer infolge eines gewaltigen Hornhiebs in die Luft, so hatte er jedesmal einen ungeheueren Lacherfolg beim Publikum. Wenn ein Kämpfer, von plötzlichem Schreden erfaßt, sich hinter die Schranken retten wollte, wurde er von den Bauernklümmeln mit Schmähungen empfangen; Stockhiebe hagelten auf die an die Planken geklammerten Hände oder auf den Rücken des Unglücklichen, um ihn wieder hinunter zu nötigen in den Ring. „Nach, daß Du wieder hinabkommst, Du Vausub! Was sind das für Biden? Jetzt heißt es, dem Stier entgentreten. Reißausnehmen gilt nicht!“

Also wieder hinab in die Arena. Und wenn der Viehtreiber keinen weiteren Stier mehr hatte und die Dunkelheit hereinbrach, ergriffen zwei Mitliebhaber der Cuadrilla den besten Mantel, den man besaß, und ihn an den Zispeln haltend, machten sie die Runde um die Schranken, um Beiträge zu sammeln. Auf das rote Tuch fielen die Kupfermünzen, je nachdem die Leistungen der fremden „Künstler“ gefallen hatten, und nachdem die Corrida zu Ende war, unternahmen sie sofort die Rückkehr nach Sevilla, da sie wohl wußten, wie beschränkt ihr Kredit in der Herberge war. Oft kam es unterwegs zu Streitigkeiten wegen der Verteilung des in einem Schnupstuch aufbewahrten Kupfergeldes.

Hierauf erzählten sie eine Woche lang von ihren Geldtaten vor den neidisch staunenden Kameraden, die nicht an der Expedition teilgenommen hatten. Dabei gebrauchten sie die technischen Ausdrücke des Metiers und ahmten das ganze Gebaren der wirklichen Berufstoreros nach, die einige Schritte weiter sich über ihre Beschäftigungslosigkeit durch allerhand Prahlereien und Lügen zu trösten suchten.

Einst war es vorgekommen, daß die Señora Angustias länger als eine Woche nichts von ihrem Sohne hörte. Schließlich erfuhr sie, daß er bei einer Capea im Dorfe Colina verwundet worden war. Gütiger Gott! Wo lag dieses Dorf? Wie dorthin gelangen? . . . Sie glaubte schon, er sei gestorben, sie trauerte um ihn, aber trotzdem wollte sie hinreisen. Als sie jedoch im Begriff war sich aufzumachen, sah sie ihren Juanillo ankommen, bleich, schwach, aber mit mannhaftem Stolz von seinem Unfall berichtet.

Es war nicht so schlimm: ein Hornhieb in eine Hinterbacke, eine mehrere Zentimeter tiefe Wunde. Und in seinem schamlosen Hochgefühl wollte er den Nachbarn die wundete Stelle zeigen, indem er behauptete, daß er einen Finger hineinstecken könnte, ohne das Ende zu erreichen. Er bildete sich etwas ein auf den Jodiformgestank, den er ausströmte, und wußte viel zu erzählen von der liebevollen Behandlung, die ihm zu teil geworden war in jenem Dorfe, dem in Spanien kein anderes gleichkam. Die begütertesten Einwohner des Ortes hatten sich

des öfteren nach seinem Befinden erkundigt, selbst der Alcalde hatte ihn im Krankenhaus besucht und ihm die Rückreise bezahlt. Es blieben ihm in der Tasche noch drei Duros übrig, die er mit Großmut seiner Mutter einhändigte. Und all dieser Ruhm mit vierzehn Jahren! Seine Freude war noch größer, als in der Campana einige Toreros (und zwar wirkliche Toreros) ihre Aufmerksamkeit auf ihn richteten und ihn fragten, wie es mit seiner Wunde ging.

Nach diesem Unfall gab er die Werkstatt endgültig auf. Jetzt mußte er, was die Stiere waren. Seine Verwundung hatte nur dazu gedient, seine Kühnheit zu steigern. Torero, nichts als Torero wollte er werden. Die Senora Augustias gab jeden weiteren Züchtigungsversuch als aussichtslos auf. Sie betrachtete ihren Sohn als für sie verloren. Abends, wenn er nach Hause kam, zur Stunde, wo die Mutter und die Schwester zusammen aßen, setzten sie ihm stillschweigend einen Keller vor und bestreben sich, ihn mit Verachtung zu strafen. Das übte aber keinerlei Einfluß auf seine Thätigkeit aus. Wenn er zu spät kam, hoben sie ihm nicht einmal ein Stück Brot auf, und er mußte so, wie er gekommen war, wieder gehen.

Nachts pflegte er sich auf der Mameda de Hercules herumzutreiben, mit anderen lasterhaften halbwüchsigen Burschen, einer gemischten Schar von Verbrecherlehrlingen und angehenden Toreros. Sie und da verkaufte er Zeitungen, und während der großen Feste der Karwoche bot er den auf der Plaza de San Francisco sitzenden Damen auf einem Präsentierteller Bonbons an. Während der Feria (Feiertage) lungerte er um die Gasthöfe herum und spähte nach einem Ingles (denn für ihn waren alle Reisenden Engländer) in der Hoffnung, ihm als Führer zu dienen.

„Milord! . . . Ich Torero! . . .“ sagte er, sobald er eines exotisch aussehenden Menschen ansichtig wurde, als ob dieses eine einwandfreie Empfehlung bei den Ausländern sein müßte.

Und um die Richtigkeit seiner Aussage zu bestätigen, nahm er seine Mütze ab und zeigte seinen Bopf, einen handlangen Haarbüschel, den er zusammengerollt auf dem Scheitel trug.

Sein Cendsgefährte war Chiripa, mit ihm gleichen Alters, klein und schwächlich, schelmaugig, ohne Vater und Mutter. Von Kindesbeinen an trieb er sich auf den Straßen von Sevilla umher, und er übte auf das Schusterlein den Einfluß der Erfahrung aus. Eine seiner Wangen trug die Narbe eines Hörnerstoßes, und dieses Mal schien Juanillo viel ehrenvoller als seine eigene unsichtbare Wunde.

Wenn vor einem Gasthof eine Touristin, für Charakteristisches interessiert, sich mit den kleinen Toreros unterhielt, um sie schließlich mit einigen Geldstücken zu beschenken, sagte Chiripa in sentimentalem Ton:

„Geben Sie diesem hier nichts, denn er hat noch seine Mutter, und ich bin ganz allein auf der Welt. Wer eine Mutter hat, weiß nicht, was er besitzt.“

Und das Schusterlein war ergriffen und beschämt und ließ den andern alles einstreichen, indem er murmelte:

„Du hast recht, 's ist wahr.“

Diese Nührung verhinderte Juanillo aber keineswegs, sein regelloses Leben weiter fortzusetzen, indem er nur ab und zu bei seiner Mutter erschien und weite Reisen außerhalb Sevillas unternahm.

Chiripa war ein hervorragender Lehrmeister des fahrenden Lebens. Wenn es eine Corrida gab, so stand bei ihm der Entschluß fest, sie sich mit seinen Kameraden anzusehen, ohne zu bezahlen. Zu dem Behufe griff er zu verschiedenen Mitteln. Einmal kletterten sie die Mauern hinauf und mischten sich unter die Zuschauer, ein ander Mal wußten sie die Zirkusbediensteten mit rührenden Bitten zu erweichen. Ein Stiergefecht, ohne sie, die vom Metier waren! . . . Wenn es in den Dörfern der Provinz keine Capea gab, so gingen sie hinaus auf die Wiese von Tablada, wo wilde Stiere weideten, und neckten die Tiere mit ihren roten Mänteln. Aber alle diese Zerstreungen des Sevillaner Lebens genügten nicht, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen. Chiripa war schon weit in der Welt herumgekommen und erzählte oft seinen Kameraden von den Wunderdingen, die er in entlegenen Provinzen gesehen hatte. Er war geschickt in der Kunst, unentgeltlich zu reisen, indem er sich als blinder Passagier in die Büge hineinstahl. Das Schusterlein hörte mit Entzücken seinen Beschreibungen von Madrid zu, einer Stadt, wie sie nur der Traum gebiert, mit einem Stierzirkus, der einigermaßen eine Kathedrale der Stiersechternkunst war.

(Fortsetzung folgt.)

## Wenn die Natur ruft.

Von Jack London.

Autorisierte Uebersetzung von L. Böns.

„Ein Teufel, dieses Spiß“, fluchte Perrault. „Er bringt ihn um, den Bud.“

„Aber zwei Teufel ist Bud“, meinte Francois ruhig. „Berdammst will ich sein, wenn er das nicht zeigt bei nächster Gelegenheit. Er wird ihn fressen wie ein altes Fisch, und nichts bleibt übrig von ihm. Zwei Teufel ist das Bud, das ist, was ich sagen.“

Jetzt war der Krieg öffentlich erklärt zwischen den beiden Hunden. Spiß, als Leithund, fühlte sich gedemütigt, und die Ursache dazu war dieser Bud gewesen, dieser elende Südländshund. Ein Südländshund war in seinen Augen schon an sich etwas Minderwertiges, denn bis jetzt war keiner von ihnen lange vor dem Schlitten gegangen; sie waren alle verweichlicht und schlapp. Bud war bis jetzt die einzige Ausnahme. Er allein hatte ausgehalten und war den Nordländshunden gleich an Stärke, Ausdauer und Schlaueit. Niemand ließ er sich Ungehörig oder gar Widerfehllichkeit zuschulden kommen; die hatte der Mann in der roten Jade ihm ausgetrieben. Solche Geduld aber reizte Spiß geradezu. Und noch etwas anderes kam hinzu: er fühlte es, daß es Buds Ehrgeiz war, Leithund zu werden.

Und so war es auch. Ein eigentümliches Gefühl von Stolz, das so manche seinesgleichen bei der schweren Arbeit aufrecht erhält, hatte auch ihn ergriffen. Es war diese Art Ehrgeiz, die Datsch beherrschte und Solleks antrieb, bis an die äußersten Grenzen seiner Kraft zu gehen, der aus den schlaftrigen, gleichgültigen Geschöpfen feurige und lebhaftere Tiere gemacht hatte. Dieser Ehrgeiz war es, der Spiß veranlaßte, jeden Hund, der seiner Pflicht nicht nachkam oder der sich nicht pünktlich zum Anschirren einfind, zu strafen. Jetzt aber fing Bud an, ihm dies Recht freitig zu machen.

Eines Nachts hatte es heftig geschneit, und am anderen Morgen fehlte einer der Hunde; es war Peil, der schon öfter verjagt hatte, sich zu drücken. Im sicheren Versteck lag er, tief unter dem Schnee. Francois rief und suchte ihn vergebens. Spiß war wütend, denn die Abfahrt verzögerte sich. Er rannte hin und her, schnüffelte und grub allerwärts, wo der Missetäter möglicherweise verborgen sein konnte. So drohend klang sein Anrufen, daß Peil in seinem Versteck sich zitternd noch enger zusammenrollte.

Als er endlich doch entdeckt wurde, sprang Spiß in hellem Zorn auf ihn zu, aber auch Bud war zur Stelle, um den Fauspelz zu strafen. So plötzlich warf er sich zwischen die beiden, daß Spiß das Gleichgewicht verlor und hintenüber stürzte. Diese Gelegenheit benutzte der boshafte Peil, um über den Leithund herzufallen. Francois aber, der mit der Peitsche herbeilief, machte dem Streit bald ein Ende. Mit aller Kraft schlug er auf Bud los, so daß dieser schleunigst vom Kampfplatz verschwand, wo Spiß dem Uebelthäter die wohlverdiente Strafe zuteilte.

Zum Glück ging die Fahrt ihrem Ende entgegen; Dawson war nicht mehr weit. Es war auch die höchste Zeit, denn das Verhältnis zwischen Spiß und Bud wurde immer gespannter. Bud machte nämlich Spiß nach wie vor seine Rechte freitig, nur in Gegenwart von Francois hütete er sich wohl. Die heimliche Auffässigkeit Buds aber steckte die anderen Hunde an, und fast kam es zu offener Meuterei. Es gab fortgesetzt Weiskerei und Hänkereit, und die Ursache war stets Bud. Francois hatte alle Hände voll zu tun, um wenigstens äußerlich den Frieden aufrecht zu erhalten, besonders zwischen Spiß und Bud, wenn er auch wußte, daß er früher oder später doch einmal zum Ende führen mußte. Nur vorläufig mußte er noch das verhüten, und mehr als einmal fuhr er aus seinem Schlaflad auf, wenn er ein verdächtiges Geräusch hörte.

Endlich, an einem grauen, stürmischen Nachmittage fuhren sie in Dawson ein. Viele Menschen gab es da und unzählige Hunde, und alle waren bei der Arbeit. Es schien hier ganz selbstverständlich zu sein, daß Hunde hier die Arbeit taten, die anderwärts Pferde leisteten. Sie zogen Bauholz, Erz und Steine die Straßen entlang. Den ganzen Tag rollten die Wagen, und selbst nachts schien keine Pause einzutreten. Bud traf hier auch einige Südländshunde, aber die meisten anderen waren auch hier vom Geschlecht der Eskimohunde. Jede Nacht, regelmäßig um neun, zwölf und um drei Uhr fingen sie ein betäubendes Geheul an, und es war Buds größtes Vergnügen, darin einzustimmen.

Beim morgen Scheine der Mitternachtssonne, wenn die Sterne vor Kälte zitterten, saßen sie da und sangen das alte Lied, das so alt war wie das Geschlecht der Hunde selbst, das Lied von dem Leid der Welt, das Bud so seltsam berührte. Und als er einstimmte in den Nachtgesang, da war er es nicht selbst, sondern der Geist seiner Vorfahren, der aus ihm erkönte, die Furcht vor dem Unbekannten, Geheimnisvollen der kalten, dunklen Nacht.

Sieben Tage nach ihrer Ankunft verließen sie Dawson wieder und waren auf der Fahrt nach dem Meeresstrande, nach Dhea. Perrault hatte wieder Depeschen, womöglich noch wichtigere, als die eben besorgten, bei sich. Er hatte im ganzen eine gute Hinreise gemacht, und der Ehrgeiz ergriff ihn, die Rückreise noch schneller zu beverstelligen; er wollte den Melord des Jahres aufstellen. Die äußeren Umstände waren günstig. Die Woche rast hatte die Hunde wieder in vorzügliche Form gebracht. Die Bahn, die sie als erste getreten hatten, war von nachkommenden Schlitten noch fester ge-

stampft, und Neuschnee war wenig gefallen. Außerdem war die Kabung ganz leicht, denn es waren auf der Strecke Proviantniederlagen errichtet, und es brauchte nicht viel Vorrat geschleppt zu werden.

So legten sie gleich am ersten Tage sechzig Meilen zurück, und schon am zweiten Tage waren sie auf dem Yukon. François aber hatte seine Last, denn es war keine Einigkeit im Gespann zu erreichen. Auch Spitz hatte bei den anderen Hunden keinen Einfluß mehr; offene Auffälligkeit war überall. Peil stahl ihm sogar einmal den halben Fisch fort und verzehrte ihn gemächlich unter Buds Schutz. Ein anderes Mal lehnten sich Dub und Joe gegen eine wohlverdiente Strafe auf, und sogar der gutmütige Billy widersetzte sich. Niemals ging Bud ohne Zähneflecken und Knurren an Spitz vorbei. Auch untereinander hielten die Hunde keinen Frieden, stets war irgendeine Weiberei im Gange. Nur Datsch und Sollets gingen ruhig ihrer Wege.

François kam aus dem Fluchen gar nicht heraus; seine Weitsche fauste fortwährend durch die Luft, aber ohne Erfolg. Er wußte wohl, daß alles Buds Schuld war, aber er konnte ihm nichts anhaben, denn auf frischer Tat konnte er ihn nie ertappen. Treulich zog er ja nach wie vor seinen Schlitten, denn die Arbeit machte ihm Freude; aber noch mehr freute es ihn, wenn er hinterwärts einen Streit anzetteln oder die Stränge heimlich in Unordnung bringen konnte.

Eines Abends, als sie an der Mündung des Taktena dicht neben dem Lager eines Gendarmereipostens Halt machten, trat Dub einen Schneehaufen heraus, der vor ihm das Weiße suchte. In demselben Augenblick erhob sich ein Geschrei und Geheul, sämtliche Hunde nahmen die Verfolgung auf. Die Hunde der Polizeibeamten, wohl fünfzig an der Zahl, schlossen sich natürlich an, und dahin ging die wilde Jagd mit Bud an der Spitze. Der Hase hatte den Weg über den Fluß genommen und wandte sich dann rechts in den verschneiten Wald. Leicht, kaum eine Spur in dem weichen Schnee hinterlassend, flog er über die weiße Fläche, während die Hunde bei jedem Sprunge tief einanken.

Der Jagdeifer längst vergangener Tage wurde in Bud lebendig. Er fühlte schon seine Zähne in dem weichen Felle des Tieres und das warme Blut, das um seine Leisten rinnen würde.

Aber Spitz, selbst in heller Aufregung, blieb dennoch kalt und berechnend. Er wußte, daß der enge Paß dort oben einen Wogen machte, und versuchte dem Hasen den Weg abzuschneiden. Bud kannte die Gegend nicht, und gerade als er um eine Ecke kam und mit seinen Augen das weiße Wild verfolgte, sah er etwas anderes Weißes auf dem Wege. Es war Spitz. Zurück konnte der Hase nicht; einen Augenblick später saßen scharfe Zähne sein Nackenfell, und sein Todesgeschrei erfüllte die Luft.

Das war zu viel für Bud. Er konnte sich nicht mehr beherrschen. Wie ein Wahnsinniger fuhr er auf Spitz los. Mit solcher Gewalt rannte er gegen ihn an, daß sie beide hinten herüberfielen, so daß der lose Schnee umherstob. Spitz war der erste, der wieder auf die Füße kam, und ein Biß seiner scharfen Zähne riß Buds Schulter auf. Und zum zweiten Male schlossen sich seine Zähne wie die stählernen Nügel einer Raubtierfalle.

Wie ein Blitz kam Bud die Ueberzeugung: Jetzt oder nie, auf Leben und Tod mußte es gehen. Zähnefleischend und knurrend, mit zurückgelegten Ohren, gesträubtem Nackenhaar und blinkenden Augen gingen sie um einander herum. Wer würde den nächsten Sprung tun? Kein Auge ließen sie voneinander, und doch wußte Bud, wie es um ihn herum aussah. Nicht das geringste Geräusch war jetzt zu hören, kein Lüftchen wehte, kein Blatt regte sich. Unhörbar, ganz leise und vorsichtig, kamen die anderen Hunde heran; jetzt hatten sie den Kreis um die beiden Kämpfer geschlossen, diese riesigen struppigen Hunde, die eigentlich nichts weiter waren wie mangelhaft gezähmte Wölfe. Ganz unbeweglich standen sie, nur ihr Atem war in der kalten Luft sichtbar, ebenso das Wippen ihrer gierigen Augen. Das alles wußte Bud, wenn er auch nicht hinsah.

Spitz war ein geübter Fechter. Von Spitzbergen durch das Eisgebiet und quer durch Kanada war er gekommen, und alle möglichen Hunde hatte er kennen gelernt. Grimme Wut kannte er wohl, aber nicht blinde Wut. In Stücke reißen, töten wollte er seinen Gegner; aber keinen Augenblick vergaß er, daß auch der andere dasselbe wollte. Niemals wagte er einen Angriff, ohne zugleich an Verteidigung zu denken.

Vergeblich versuchte Bud, einen Angriffspunkt zu finden, immer hatte er den offenen Nacken seines Feindes vor sich. Immer wieder versuchte er, an die Kehle des weißen Hundes zu kommen, aber immer verbiß sich Nacken in Nacken, und hoch aufgerichtet standen sie einander gegenüber.

Immer und immer wieder wiederholte sich das. Auf einmal sprang er gegen seinen Feind und versuchte ihm seitwärts an die Kehle zu kommen; aber auch das war vergeblich; Spitz hatte ihm wieder einen Biß versetzt, daß das Blut nur so strömte. Die Schlacht war auf der Höhe. Und währenddessen stand der Kreis der Hunde, unbeweglich, darauf wartend, wer es sein würde, der ihnen zum Opfer fiel. Was oben Bud versucht hatte, gelang nun Spitz. So hart saß er Bud, daß er taumelte. Schon reckten sich lustern die sechzig Köpfe hoch, aber noch war es zu früh.

Jetzt galt nur List. Mit gewaltigem Anlauf sprang er wieder gegen die Kehle des weißen Hundes, duckte sich aber im letzten Augenblick bis hinunter in den Schnee. Ein Krachen von brechenden Knochen, ein gräßlicher Schrei. Spitz hatte nur noch drei gesunde Pfoten. Aber immer noch stand er sicher genug darauf, kein noch

so heftiger Anprall brachte ihn auch nur zum Straucheln. Da aber gelang es Bud noch einmal, an die Pfoten seines Gegners zu kommen. Der dunkle Kreis wurde immer kleiner. Spitz sah es und wußte, was es zu bedeuten hatte. Jetzt gab es keine Hoffnung mehr für ihn. Schon fühlte er den Atem der Hörter, hörte das Geheul rund um sich herum. Jetzt standen sie still, wie zu Stein erstarrt, denn noch hatte Bud sein Werk nicht ganz getan. Nun aber sprang er von der Seite auf sein Opfer zu, und diesmal konnte Spitz dem Sprunge weder ausweichen, noch ihm Widerstand bieten.

Der schwarze Kreis wurde zu einem schwarzen Punkte auf der mondbeschiedenen weißen Fläche. Etwas abseits war ein kleiner schwarzer Punkt. Das war Bud. Das wilde Tier in ihm war zufrieden; er hatte die Schlacht gewonnen.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Berliner Arbeiterbibliothekswesen.

Von Josef Kluge.

I.

### Die Berliner Arbeiterbibliotheken.

Alljährlich geben die Leitungen der Bibliotheken jener Orte, in denen sich die organisierte Arbeiterschaft bereits ein zentralisiertes Bibliothekswesen geschaffen hat, einen Jahresbericht heraus, aus dem der Bestand der Bäckerei, ihre Benutzung im Verhältnis zur Zahl der Organisation am Orte, die Aufwendungen für Reinnachschaffungen und manches andere Nützliche und Interessante zu ersehen ist. Durch diese nachahmenswerte Gepflogenheit läßt sich leicht eine Uebersicht über den ästhetischen Geschmack der Arbeiterschaft und auch eine Kontrolle über das Bildungsniveau der Benutzer gewinnen. Und das ist sehr wichtig; denn die bloße Teilnehmerzahl an den anregenden Bildungszyklen, die in letzter Zeit auf breiter Grundlage arrangiert werden, oder an sonstigen belehrenden Vorträgen als Maßstab für den Bildungsseifer und das Bedürfnis der Arbeiterschaft im dieser Frage anzusehen, dürfte sehr oft zu Trugschlüssen führen. Erst die Kontrolle der in der Folgezeit benutzten Werke ermöglicht ein Urteil, ob eine Vertiefung in einzelnen Gebieten eintritt und ob überhaupt ein regelmäßiger Fortschritt zu verzeichnen ist, und gibt ein klares Bild von dem geistigen Leben des Proletariats. Erfreulicherweise mehren sich die Orte mit einem zentralisierten Bibliothekswesen von Jahr zu Jahr, und so dürfte auch die Zeit nicht mehr fern sein, wo man das Lesebedürfnis einzelner Städte vergleichen kann.

Nun dürfte es auf den ersten Blick wundernehmen, daß Berlin als die größte der Gewerkschaftszentren in dieser Frage durchaus nicht an der Spitze marschiert, sondern in bezug auf eigene Bäckerschätze und Ausleihziffern ziemlich weit hinten nachhinkt. Besonders der auswärtige Beobachter, dem der Zufall ein paar Benutzungszahlen vor Augen führt, wird leicht geneigt sein, sich der Täuschung hinzugeben, daß die Berliner auf diesem Gebiete noch recht rückständig sind. Dem ist jedoch durchaus nicht so. Wohl ist zuzugeben, daß die freien Gewerkschaften Berlins mit ihren rund 225 000 Mitgliedern ihre Bibliotheken noch nicht zu einer Zentrale vereinigt haben, ja auch gar noch nicht den Versuch dazu unternommen haben und daß in Punkt Statistil bisher recht wenig geleistet worden ist. An einem Uebersicht mangelte es ganz und gar, hier wird zum ersten Male eine Zusammenstellung und Statistil der Berliner Arbeiterbibliotheken gegeben.

Um aber ein richtiges Bild von den der Berliner Arbeiterschaft gebotenen Bildungsmitteln zu erhalten, wird es nötig sein, einige Hinweise auf die Bäckerschätze zu geben, die sich außerhalb der Organisationsgrenzen befinden. Hier kommt zuerst die von dem Genossen Hugo Heymann vor zehn Jahren gegründete öffentliche Bibliothek und Lesehalle (jetzt in der Adalbertstraße) in Betracht. Dieses Institut muß als die Zentrale des Berliner Arbeiterlesewesens angesehen werden. Insbesondere ist die volkswirtschaftliche und sozialpolitische ältere und jüngere Literatur hier neben der täglichen Partei- und Gewerkschaftspresse sehr zahlreich vertreten. Dieser Umstand kommt den Berliner Verbänden ohne eigene Bibliothek vortrefflich zu statten, indem sie ausdrücklich durch Plakatausgang und mündlichen Hinweis ihre Mitglieder zur Benutzung dieser Bäckerei auffordern. Und daß in der Tat die Besucher zum weitaus größten Teile aus Arbeitern und deren Angehörigen bestehen, ergibt der Bericht vom vergangenen Geschäftsjahre, nach dem von den Entleihern der 88 787 Bände 75 Proz. aus gewerblichen Arbeitern und Handlungsgehilfen bestanden. Ein anderes äußerst bequemes Verleih- und Nachschlagemittel ist die Berliner Stadtbibliothek in der Zimmerstraße. Besonders glaube ich die Leser, in deren Organisation gar keine oder nur eine mangelhafte Bibliothek vorhanden ist, hierauf aufmerksam machen zu sollen. Denn hier ist gerade die Literatur zu haben, die in den gewerkschaftlichen Bibliotheken und auch zum Teil bei Heymann meist verlihen ist. Hier sind sowohl die Klassiker des Sozialismus wie Marx, Engels und Lassalle wie auch die Werke der großen Utopisten vorhanden. Und selbst Werke, die bis zu den unter Mehrings Redaktion in letzter Zeit

erschienenen Neudruden, wie die Schriften Wolffs und Weillings, überall begriffen waren, konnte man hier haben. Die Gruppe Sozialismus und Sozialdemokratie bildet hier eine eigene Abteilung. In den städtischen Volksbibliotheken sowie in der Lesehalle der Gesellschaft für ethnische Kultur sind diese Werke natürlich nicht so zahlreich vorhanden, da hier das Schwergewicht in erster Linie auf belehrende und Unterhaltungsliteratur gelegt ist.

Gehen wir nun zu den Bibliotheken der Zentralverbände über. Hier kommen die Bücheransammlungen, die nur zu privatem Gebrauch von Einzelpersonen oder kleineren Gruppen, wie die der gewerkschaftlichen Sekretariate, Generalkommissionen, Partei- und Gewerkschaftsschule usw. dienen, für unsere Statistik nicht in Betracht. Nur die Angaben über die Bibliothek der Arbeiterbildungsschule, deren Mitglieder sich aus organisierten Arbeitern zusammensetzen, glaubte ich mit einfügen zu müssen. Von den selbständigen gewerkschaftlichen Zweigvereinen zentraler Richtung Berlins besitzen 41 eigene Büchereien, die zusammen mit dem vorerwähnten Institut über 44 732 Bände verfügen. Wie sich diese auf die einzelnen Organisationen verteilen, ergibt nachfolgende Tabelle:

Verein	Mitgl. zahl	Bände zahl	Verein	Mitgl. zahl	Bände zahl
Arbeiterbildungsschule	1584	2066	Maler	5800	1478
Barbiere	486	300	Maurer	7882	2318
Bäder	8082	500	Maschinisten	1738	203
Bildbauer	872	1378	Metallarbeiter	64081	10239
Böttcher	573	119	Musiker	387	112
Brauereiarbeiter	4150	452	Mühlenarbeiter	410	102
Buchbinder	6338	1835	Porzellanarbeiter	235	350
Buchdrucker	10780	4500	Pugler	1880	370
Buchdruck-Gilfsarbeiter	4802	650	Sattler	2843	738
Bureauangestellte	1380	250	Schiffbauer	65	48
Fabrikarbeiter	6674	531	Schmiede	2350	591
Gastwirtsgeliffen	2000	722	Schneider	5651	822
Gärtner	1078	476	Schuhmacher	2504	609
Glasarbeiter	803	250	Städt. Arbeiter	6636	800
Glasler	591	1000	Stukkateure	689	113
Holzarbeiter	25000	3850	Tapezierer	1695	525
Hutmacher	1000	50	Textilarbeiter	15000	550
Kupfererschmiede	550	500	Töpfer	2095	875
Kürschner	900	579	Transportarbeiter	32264	3500
Lithographen	3549	1184	Wäschearbeiter	2181	156
			Zylographen	170	186
			Zimmerer	3602	760

Die umfangreichste Bibliothek ist die der Metallarbeiter; das entspricht der Größe des Vereins und den zur Verfügung stehenden Mitteln. Aber auch die Auswahl der Werke ist hier gut getroffen; auf Literatur — Theater — Musik — und Sprachgelehrte entfallen 89 Bände. Bemerkenswert ist noch, daß in einzelnen Büchereien oftmals literarische Ergänzungen vorhanden sind, deren Wertlosigkeit und Ueberflüssigkeit die Kritik bereits am Tage ihres Erscheinens nachwies. Diese Sachen rühren zumeist aus Geschenken oder billigen Gelegenheitskäufen her. Die Bibliothekare der einzelnen Vereine sollten darauf ein wachsameres Auge haben.

Folgende neunzehn Organisationen mit zusammen 11 828 Mitgliedern besitzen keine Bibliothek:

Verein	Mitglieder zahl	Verein	Mitglieder zahl
Asphaltreue	240	Lagerhalter	86
Bauhilfsarbeiter	2976	Leberarbeiter	840
Bühnenpersonal	150	Steinarbeiter	750
Blätter- u. Blumenarb.	68	Steinseher	1345
Dachdecker	700	Schirmmacher	70
Fleischer	600	Schreibtische	514
Handlungsgehilfen	1505	Tabakarbeiter	909
Hafenarbeiter	300	Walдарbeiter	40
Hausangestellte	302	Zigarrensortierer	58
Isotierer	875		

Am auffallendsten ist hierbei, daß die Bauhilfsarbeiter mit rund 3000 Mitgliedern nicht eine eigene Bibliothek besitzen. Da sich diese Organisation jedoch im nächsten Jahre voraussichtlich mit dem Verbande der Maurer verschmilzt, so ist der Mangel alsdann beseitigt. Der Verband der Handlungsgehilfen und Gehilfinnen hat mit dem Vorstand des Vereins der Ältesten der Berliner Kaufmannschaft ein Abkommen getroffen, wonach den Verbandsmitgliedern die Benutzung der reichhaltigen Bibliothek der Korporation gegen Legitimation gestattet ist.

Bei einer eingehenderen Betrachtung der Berliner Verhältnisse empfindet man, daß eine Zentralisierung auch in Berlin wünschenswert wäre. Denn wenn auch in den größeren Organisationen den Lesern eine größere Auswahl zur Verfügung steht, so kann in den weniger bemittelten Vereinen die Bibliothek nur als das am ehesten zu Entbehrende betrachtet werden. Es liegt aber im Vereinsinteresse, daß die Arbeiter aus den Vereinen ihre Bücher beziehen, da sie so in der Organisation heimischer werden und zum anderen auch eine jeweilige Kontrolle des Mitgliedsbuches erfolgt, die sowohl für die Gesamtheit als für das einzelne Mitglied nützlich ist. Auch könnten die kleineren Verbände dann von den größeren Mitteln der Allgemeinheit profitieren. Allerdings würde eine Zentralisierung für Berlin große Kosten beanspruchen.

## Kleines feuilleton.

### Literarisches.

Die jeguelle Aufklärung dient nicht bloß bürgerlichen Idealfisten als Sprungbrett, um sich in reformatorischen Künften zu produzieren, sie ist auch ein lohnendes buchhändlerisches Geschäft geworden, weil die emsige Suche nach „unaufgeklärten“ das überraschende Ergebnis zeitigte, daß die Menschheit sogar jenseits des Schwabenalters sich bisher in den natürlichsten Dingen den Welt von einem sträflichen Nichtwissen leiten ließ. Ein Doktor der Theologie, Sylvanus Stall, der schon mit einer Reihe von Bänden in tief empfundene Lücken des Geschlechtslebens einzuspringen verstand, enthüllt jetzt in seinem neuesten Opus (Was ein Mann von 45 Jahren wissen muß, Berlin bei Joh. Witt) die bellagendwerte Unkenntnis der ausgereiften Männer auf einem Gebiet, das mit der Erhaltung der Art in sehr nahem Zusammenhang steht. Verfasser bekennet, er sei 15 (fünfzehn) Jahre alt gewesen, als Gott ihm den Gedanken zu dieser Serie von Bänden einflößte, die nun schon in 100 000 Exemplaren verbreitet seien. Es ist erfreulich, wenn man zu so ökonomisch nützlichen Unternehmungen bereits so frühzeitig inspiriert wird, und es ist gewiß auch erfreulich, wenn ein Theologe ein schwungvolles Kapitel über die männliche Vorsteherrübe zu schreiben versteht. Im ökonomischen Interesse der Arbeiter aber liegt es, sich zur Anschaffung dieser allenthalben ausgetretenen Stallischen Bücherei nicht inspirieren zu lassen, weil diese sogenannten Werke der Literatur nichts enthalten, als unfachmännisches Hin- und Hergerede, aufgepußt mit anglikanisch öfliger Pastorenmoral. A. P.

### Aus dem Tierreiche.

Sonderbare Vogelstimmen. Während des Frühlings bekommt der Naturfreund mancherlei eigenartige Laute aus Vogelkehlen zu hören, die oftmals so absonderlich und abweichend vom gewöhnlichen Vogelgesang sind, daß nur der Eingeweihte sie als Vogelstimmen zu erkennen vermag.

Durchgeht man im April unsere Wäldungen, so bringen häufig Laute an unser Ohr, die mit dem Miauen der Katzen täuschende Ähnlichkeit haben und meist auch dafür gehalten werden. Der Urheber dieses Miauens ist der Eichelhäfer, dieser Kobold unserer Wälder. Regulische Katzenartig miauende Töne hört man auch vom Bussard, und zwar hauptsächlich dann, wenn dieser Raubvogel im Frühling seine Flugspiele über den Wäldern treibt. Ferner läßt der Pirol, dessen störenden Ruf jeder kennt, besonders bei gemitterschwülen Wetter ein Katzenartiges Geschrei hören, was ihm im Volksmunde den Namen „Regenläse“ eingetragen hat.

Dem Waldspaziergänger fallen im Frühjahr lauchende Rufe auf, die mit dem menschlichen Lachen Ähnlichkeit haben, und recht kräftig durch den Wald schallen. Das ist der Paarungsruf des Grünpechtes, der bei uns häufig zu hören ist. Wer im Mai den Kuckuck in nächster Nähe ruft, vernimmt manchmal ein helles Gekicher. Dieses Kichern ist die Stimme des Kuckuckweichens, das hierdurch dem rufenden Männchen seine Anwesenheit kundgibt.

Auch unter den Singvögeln gibt es solche, deren Gesang ganz eigentümlich ist. Die Gesangsstrophe des Hausrotschwanzes gleicht dem Knarren einer alten, rostigen Wetterfahne, die vom Winde bewegt wird. Der Star untermischt seinen Gesang mit allerlei schnalzenden, pfeifernden Lauten. Der Gesang des Heuschreckensängers besteht aus einem eigenartigen, langgezogenen, schwirrenden Triller, der mit dem Schwirren der grünen Heuschrecke täuschende Ähnlichkeit hat. Dem Frochgequale nicht unähnlich ist das Singen des Drosselrohrsängers. Diesen Vogel des Röhrchens hört man besonders an den Ufern der Gabel häufig.

Der Besucher unserer Bruch- und Wiesenlandschaften hat im zeitigen Frühjahr Gelegenheit, die sonderbaren Balzlaute der Bekassine zu hören. Diese Balzlaute ähneln dem Medern einer Biege, wodurch der zu den Schnepfen gehörende Vogel zu dem Namen „Himmelsziege“ gelangt ist. Das Medern der Bekassine wird aber nicht vermittelt der Stimme hervorgebracht, sondern entsteht folgendermaßen: Gegen Abend erhebt der Vogel sich 10 bis 15 Meter in die Luft, worauf er plötzlich wieder mit gespreiztem Schwanz schräg zur Erde niederfällt. Der beim Niedersinken durch den Schwanz gleitende Luftstrom verfehlt die starren Schwanzfedern in schwingende Bewegungen und verursacht ein mederndes Surren.

Die auffallendste Vogelstimme besitzt unzweifelhaft die seltene große Rohrdommel. Der Paarungsruf dieses Vogels gleicht dem Gebrüll eines Ochsen und ist kilometerweit zu hören.

Auch die Stimmen unserer Eulen sind infolge ihrer Absonderlichkeit bemerkenswert. Ihr hohles, heiseres Geschrei zur Nachtzeit hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Zauchen Betrunkener. Außerdem verfügen die Eulen über pfauchende und bellende Laute und haben deswegen von jeher in den abergläubischen Vorstellungen der Landbevölkerung keine geringe Rolle gespielt. Ueberhaupt dürften die Stimmen der größeren Eulen in Verbindung mit dem mihwöndenden Geschrei ziehender Gänse, Kraniche und allerlei Sumpfvögel im Zeitalter des Aberglaubens und der Unwissenheit Veranlassung gegeben haben zu den Sagen vom wütenden Meer, vom wilden Jäger und seinen Jüngen sowie von allerlei jostigem Geister- und Teufelspul. M. G.